Der Kunstreiter

Erzählung von Friedrich Gerstäcker

(9. Fortsetzung.)

9.

Am nächsten Morgen saß Comtesse Melanie allein in ihrem Boudoir. Rosalie war mit Louisen ausgefahren — sie selber hatte sie nicht begleiten können — oder wollen — und Kopfschmerzen, Unwohlsein vorgeschützt. Sie war in der That nicht wohl, wenigstens ungewöhnlich aufgeregt und unruhig, und nahm bald ein Buch zur Hand, ein paar Seiten desselben zu durchblättern, bald begann sie an einer angefangenen Zeichnung, bald an einer Stickerei, und schob nach wenigen Minuten Alles wieder bei Seite, um sich auf das Sopha zu werfen und ihren eigenen Gedanken nachzuhangen. So war es zwölf Uhr geworden, als es leise an die Thür klopfte und auf ihr Herein ein Diener eintrat, welcher meldete: der Herr Rittmeister v. Geyerstein lasse anfragen, ob er der gnädigen Comtesse seine Aufwartung machen dürfe.

„Graf Geyerstein?" rief Melanie, fast erschreckt von dem Sopha emporfahrend. Die Ueberraschung dauerte aber nur wenige Momente, denn schon im nächsten Augenblicke wieder vollständig gesammelt, sagte sie ruhig: „Es wird mir sehr angenehm sein; führen Sie den Grafen herein."

Wenige Minuten später hörte sie draußen den festen, klirrenden Schritt des Offiziers und der Graf stand in ihrem Zimmer, ehe sie selber sich genug gefaßt hatte, ihn ruhig begrüßen zu können.

„Comtesse", sagte der Rittmeister, sich förmlicher vor ihr verneigend, als er sonst als alter, gerngesehener Freund des Hauses gethan, „Ihr Herr Vater trägt die Schuld einer Störung, wenn ich Ihnen eine solche verursacht habe; denn mein Dienst rief mich zu ihm, und da er für den Augenblick noch beschäftigt ist, war er so gütig mich indeß zu Ihnen herüberzuweisen — ich wäre sonst nicht so früh bei Ihnen erschienen."

Eine rasche, freundliche Entgegnung lag schon auf Melanie's Lippen, aber sie zwang sie zurück und sagte artig, aber lange nicht mit der gewohnten Herzlichkeit im Ton und Ausdruck: „Mein Vater weiß recht gut, daß Sie uns immer willkommen sind, auch ohne die Entschuldigung, Herr Graf."

„Aber auch ohne diese Veranlassung hätte ich Sie heute noch aufgesucht, Comtesse," nahm der Graf nach einer leisen Verbeugung wieder das Wort, indem er sich, einer einladenden Handbewegung Melanie's folgend, auf einen Stuhl ihr gegenüber niederließ, „denn ich wollte mich auf einige Zeit von Ihnen verabschieden."

„Sie wollen fort von hier?" rief Melanie schneller und mit weit mehr Theilnahme, als sie vielleicht zu verrathen willens war.

„Nur auf kurze Zeit; auf eine, vielleicht auf einige Wochen: und zwar in Angelegenheiten, die meine Anwesenheit auf einer meiner Besitzungen dringend nöthig machen. Ich habe dazu den Urlaub vom Fürsten erbeten und erhalten."

Melanie sah zu ihm auf und vermochte keine Silbe als Antwort zu finden. Allerlei wunderliche, wirre Gedanken kreuzten ihr Hirn. Jetzt gerade wollte er fort? — jetzt, wo — sie durfte dem nicht weiter folgen — und so kalt, so förmlich nahm er jetzt Abschied — er mußte bemerkt haben, wie sie Graf Selikoff bevorzugte. — Und weshalb nicht? war sie nicht frei, zu thun, zu lassen was sie wollte, — war sie nicht von ihm, der da so kalt und eisern vor ihr saß, schändlich, schmählich betrogen und verrathen worden? — und wenn nicht? — —

Auch der Graf schwieg; das Herz war ihm voll und schwer, und dem kalten, förmlichen Empfang des Wesens gegenüber, das er mehr als sein eigenes Leben liebte, hatte er sich bezwingen, hatte er eben so kalt und ruhig von ihr scheiden wollen — scheiden vielleicht für ein ganzes Leben, indem sie sich von nun an nur als Fremde wieder begegnen sollten. Als er aber die Bewegung in Melanie's Zügen sah, als ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß die Jungfrau, so kalt und abgemessen sie sich auch gezeigt, doch vielleicht mehr, ja innigeren Antheil an ihm nehme, da raffte er sich selber auch empor, und mit bewegter Stimme sagte er: „Comtesse — Melanie — es ist in letzter Zeit etwas zwischen uns gewesen — was, weiß nur Gott — was aber nicht sein sollte."

„Zwischen uns, Herr Graf?" unterbrach ihn, wie erstaunt Melanie, die durch die Worte rasch zu sich selbst gerufen wurde.

„Stoßen Sie mich nicht so ungehört zurück," fuhr der Rittmeister, der jetzt einmal das Eis gebrochen hatte, fort. „Womit ich Sie beleidigt oder gekränkt haben mag, ich weiß es nicht — wissentlich nicht, beim ewigen Gott, und nur ein Mißverständniß kann es deshalb sein, was Sie in diesen Tagen mir entfremdet hat. Sehen Sie mich nicht so stolz an, Melanie, — Sie waren sonst so offen, so ehrlich gegen mich — oh, lassen Sie die Zeit, die liebe Zeit, nicht so mit einem Schlage abgebrochen sein. Sagen Sie mir was ich gethan, was ich verbrochen habe, gestatten Sie mir dann, daß ich mich vertheidige."

„Was Sie gethan, Herr Graf," erwiderte Melanie, der bei der Erinnerung alles dessen, über das sie Ursache zu haben glaubte — gerechte Ursache — zu zürnen, das Blut mit voller Macht in Wange und Schläfe strömte — „ich glaube nicht, daß es mir zusteht, Sie über irgend etwas, was Sie gethan haben könnten, zur Rede zu stellen. Hätten Sie es für gut gefunden, mich irgend eines Schrittes wegen, den Sie zu thun gedachten, um Rath zu fragen, wäre es vielleicht etwas Anderes, doch so . . ."

„Oh, weichen Sie mir nicht aus," bat Geyerstein in herzlichem Tone und von der Gewalt des Augenblicks hingerissen, „Melanie, Sie müssen wissen, wie mein Herz . . ."

„Herr Graf — nicht weiter, wenn ich bitten darf," unterbrach ihn plötzlich mit ernstem, strengem Tone die junge Gräfine, indem sie sich zu ihrer vollen Höhe stolz, ja fast zürnend, emporrichtete. — „Ersparen Sie sich und mir ein Thema, das nur für beide Theile — schmerzlich enden kann."

„Melanie!" rief Geyerstein entsetzt, „was, um aller Heiligen willen . . ."

„Sie vergaßen wohl in dem Augenblicke," fuhr die Comtesse fort, und ihre Züge glichen jetzt denen einer Marmorbüste, „das Verhältniß, in dem Sie zu der Seiltänzertruppe jenes Bertrand stehen? — Sie vergaßen . . ."

„Großer Gott!" stöhnte der Rittmeister, und bleich, wie das ihm gegenüberstehende schöne Mädchen, fuhr er von seinem Sitz empor.

„Wie das Geheimniß zu meinen Ohren kam," fuhr Melanie kalt und ruhig fort, „bleibt sich gleich, Sie selber bestätigen Alles durch Ihr Schweigen. — Jetzt aber werden Sie doch auch wohl fühlen, daß zwischen uns nicht mehr von den Empfindungen des Herzens die Rede sein kann. Die Tochter des Grafen v. Ralphen dünkt sich zu gut . . ."

„Halten Sie ein, Comtesse!" rief der Graf mit ausgestreckter Hand und fast tonloser Stimme, „sagen Sie nichts weiter! Es ist genug — übergenug — und das Wenige selbst — hätte sich vielleicht auf weniger harte Weise sagen lassen — aber es ist geschehen. Sie haben nicht zu fürchten, daß ich Ihnen je wieder mit Wort oder Blick nur nahen werde — dennoch bitte ich Sie, in den Augen der Welt . . ."

„Fürchten Sie nicht, daß ich Ihr Geheimniß mißbrauchen werde," unterbrach ihn Melanie, „wie immer die Welt auch wohl dergleichen beurtheilen möchte. Was ich gesprochen, sprach ich nur für mich, und wie ich glaube, war ich das mir und meiner Stellung in der Welt schuldig. Aber ich höre meinen Vater — er wird kommen, um Sie abzurufen."

Der Graf neigte sich ehrerbietig, aber kalt vor ihr — er hatte seine ganze Fassung und Männlichkeit wiedergewonnen, und in demselben Augenblicke auch fast öffnete sich die Thür, in welcher der Kriegsminister, schon in Uniform, um gleich nachher zum Fürsten zu fahren, erschien.

„So, mein lieber Geyerstein," sagte er freundlich, als er dem jungen Manne die Hand entgegenstreckte, „jetzt bin ich mit Allem fertig und stehe Ihnen noch auf eine halbe Stunde zu Diensten. Er will uns davonlaufen, Melanie, will hinauf nach Mecklenburg und Hirsche schießen, Güter einrichten, und Gott weiß was Alles. Wir werden Sie hier vermissen, Geyerstein, und Rosalie besonders wird untröstlich darüber sein. Wo steckt denn das Mädchen überhaupt heute Morgen — wohl wieder ausgefahren? Aber Du siehst so blaß heute aus, Melanie; fehlt Dir 'was, mein Kind?"

„Nichts, lieber Vater — nur ein wenig Kopfschmerz hatte ich heute, und habe deshalb Rosalien auch nicht begleitet. Es wird bald vorübergehen."

„Excellenz gestatten mir dann vielleicht, Ihnen oben in Ihrem Zimmer die Papiere vorzulegen", sagte Graf Geyerstein.

„Schön; wenn Sie Alles bei der Hand haben, desto besser. — Apropos, sind Sie auf heute Mittag schon versagt? Ich möchte Sie gern noch so lange als möglich bei uns haben."

„Ich muß unendlich bedauern . . ."

„Machen Sie um Gottes willen keine Umstände; Sie sollen nicht im Mindesten genirt sein. Also kommen Sie. — Adieu, mein liebes Kind; lies nicht zu viel, das nimmt Dir den Kopf nur noch mehr ein."

Graf Geyerstein verabschiedete sich bei der Comtesse mit einer tiefen Verbeugung, und eben so förmlich dankte ihm die Dame. Der alte Herr bemerkte das aber nicht; er übersah schon flüchtig die Papiere, die ihm der Rittmeister eben übergeben hatte, und mit freundlichem Kopfnicken nur von seiner Tochter Abschied nehmend, verließ er gleich darauf, von dem Grafen gefolgt, das Zimmer.

Melanie blieb, als die beiden Männer die Thür hinter sich geschlossen hatten, noch eine ganze Weile stumm und regungslos stehen. Hatte aber auch ihr stolzer Geist in dem entscheidenden Momente den Sieg über das nur zu schwache Herz davongetragen, jetzt — jetzt vermochte sie nicht mehr. Ein leises Frösteln flog über ihren Körper, sie schwankte zum Sopha, barg das bleiche Antlitz in den Händen und weinte — weinte, als ob ihr das Herz vor unendlichem Weh zerbrechen müsse in der Brust.

10.

Oben, inmitten des schönen Mecklenburger Landes, an einem der kleinen reizenden Seen, lag das nicht unbeträchtliche Rittergut Schildheim, seit undenklichen Zeiten schon einem alten Mecklenburger Geschlechte erb- und eigenthümlich. Der Letzte desselben heirathete eine Comtesse Geyerstein aus einer Nebenlinie im nordöstlichen Preußen, und um sie die Heimath nicht so sehr vermissen zu lassen, wurde damals das alte, durchaus neu restaurirte Gut ganz nach preußischer Art eingerichtet; ja sogar einen preußischen Verwalter und eine Wirthschafterin brachte die junge Frau mit dorthin, sowie Leute von ihren eigenen Gütern, und Schildheim hieß demnach und von der Zeit an in der Umgegend nur „das preußische Gut". Der Besitzer starb, aber seine Wittwe, eine Großtante Wolf's v. Geyerstein, überlebte ihn noch viele Jahre, und als auch sie in der Familiengruft beigesetzt wurde, ging das Gut durch Erbschaft an Wolf's Mutter über.

Mit den Jahren hatte sich jetzt dort Vieles verändert. Die Wirthschafterin war gestorben und eine andere aus dem Lande selber angenommen worden. Dann hatte ein Pachter das Ganze übernommen, und die preußischen, dazu gehörigen Familien verdingten sich theils auf anderen Gütern, theils hatten sie sich selber etwas erspart und einen eigenen kleinen Grundbesitz gekauft. Nur die Gebäude waren noch die alten und der Name „das preußische Gut" ebenfalls auf dem alten Herrensitze haften geblieben. Die Leute in der Nachbarschaft kannten es fast unter keiner andern Benennung, und doch verdiente sie das Gut schon lange nicht mehr. Von den eigentlichen, dort hinübergezogenen Preußen lebte in der That nur noch Einer, der alte Verwalter, ein Mann hoch in die Sechzig, aber mit noch rüstigen Kräften, der sammt den Dienstleuten der seligen Besitzerin, und zwar als Ochsenjunge, herübergekommen war und sich durch Fleiß und ehrliches Betragen zu solchem Ehrenposten aufgeschwungen hatte. Das eigentliche Inventar aus ältester Zeit blieb aber eine andere, höchst eigenthümliche Persönlichkeit, und das war der alte Forstwart, wie er dort überall hieß. Dieser, ein origineller Kauz, aber ein durchaus braver und rechtlicher Mann, hatte seine Carriere auf dem preußischen Gute von der Pike auf gemacht — das heißt vom Holzdieb bis zum Forstwart, wo er halten blieb, und jetzt, in seinem hohen Alter, eigentlich mehr das Gnadenbrod aß, als noch wirklichen Nutzen leistete. Dabei hing er an dem alten Platz, besonders an seinem Walde — denn um die Menschen bekümmerte er sich wenig oder gar nicht — mit einer Zuneigung, die man in dem sonst so abgeschlossenen und selbst scheuen Gesellen gar nicht gesucht haben würde.

Der Förster war allerdings sein Vorgesetzter, aber er bekümmerte sich wenig um ihn und that seine Pflicht, ohne ihn viel damit zu belästigen. Jener war auch gern damit zufrieden, wenn er nur den Holzfrevlern ein wenig auf die Finger sah und im Winter dem Raubzeug Fallen stellte, und zu beiden Beschäftigungen ließ sich Niemand besser verwenden, als der alte, für seine Jahre aber noch außerordentlich rüstige Forstwart Barthold. Die Holzfrevler fürchteten nämlich den alten Mann weit mehr und gingen ihm weit sorgfältiger aus dem Wege, als wenn er der jüngste und kräftigste Forstgehülfe gewesen wäre, denn sie glaubten: er könne mehr als Brod essen, d. h. er stände mit verschiedenen über- und unterirdischen Mächten im Bunde, was sich mit dem Seelenheil eines gewöhnlichen Christen nicht vertrug. Ging er doch auch in keine Kirche und man erzählte sich von ihm im Dorfe die tollsten und abenteuerlichsten Geschichten — und doch gab es kaum ein harmloseres Wesen in der weiten Umgegend, als eben diesen braven alten Forstwart. Nur dem Raubzeug im Walde, den Füchsen, Mardern, Wieseln, Iltissen und wilden Katzen war er ein grimmer und schlauer Feind, weil sie Sicherheit und Leben seiner lieben Waldfänger — der Vögel — bedrohten.

Etwa zehn Minuten Weges — oder eine halbe Pfeife Tabak, wie die Bauern manchmal ihre Wege messen — von dem Rittergut Schildheim entfernt, und dicht am Ufer des kleinen schilfbewachsenen Sees, lag ein sehr freundliches Dorf gleichen Namens einigen wohlhabenden Bauern, wie auch von den Arbeitern bewohnt, die auf dem Gute ihre Nahrung fanden. Dort war eben Kirchweih abgehalten worden, und die Bauern und Insassen feierten jetzt noch — gewissermaßen zur Erholung von den überstandenen Festlichkeiten — die Nachkirchweihe in einer Art von verlängertem blauen Montag. Die Köpfe wüst von vielem Tanzen und Trinken und den verschiedenen durchschwärmten Nächten, hatten sie noch keine rechte Lust, wieder zu ihrer regelmäßigen steten Arbeit zurückzukehren, und glaubten die Zeit denn natürlich nicht besser anwenden zu können, als wenn sie das früher begonnene Zechen ein klein wenig länger fortsetzten. Der arbeitsame Bauer ist schwer aus seiner altgewohnten täglichen Beschäftigung herauszubringen; wenn aber einmal draußen, bekommt er sich selber auch nur äußerst schwer wieder hinein. — Er weiß das selber dabei recht gut und läßt sich deshalb eben Zeit dazu.

Im Dorfe war ein ziemlich großes Wirthshaus: Zum Stern; denn die Chaussee führte um den See herum und wurde besonders stark von Fuhrleuten befahren, welche die Landesprodukte früher bis an die See nach Wismar, seit Errichtung der Eisenbahn aber, mit noch viel lebendigerem Verkehr, nach der nächsten, etwa sechs Meilen entfernten Eisenbahnstation schafften. Der Stern bildete denn auch jetzt den Mittelpunkt, in welchem die Honorationen des Ortes zusammenkamen, bei Wein oder Bier die Nachwehen der überstandenen frohen Tage zu vertreiben, und selbst der alte Verwalter vom Schloß, eigentlich kein Wirthshausgänger, war heute unter ihnen und saß mit einem Glase Wein vor sich am runden Tisch in der untern Stube — denn kaltes, unfreundliches Wetter hatte die Gäste in das Innere des Hauses getrieben. Der alte Verwalter war aber eigentlich nicht blos um zu trinken heruntergekommen, sondern er brauchte Leute aus dem Dorfe zur Arbeit, und wußte wie schwer es hielt, sie selbst von der Nachkirchweihe fortzulocken. So willig sie sich sonst auch finden ließen, heute wichen sie ihm aus, und der alte Mann, der nicht hinter ihnen herlaufen konnte, hatte sich deshalb hier wie die Spinne mitten in das Netz gesetzt, wo sie ihn, wie er recht gut wußte, doch zuletzt anlaufen mußten. Neben ihm, ineinander gedrückt und schläfrig, saß ein anderer alter Gesell, der faule Tobias, wie sie ihn im Dorfe nannten. Er sah fast wie ein Müller aus, mit seinem hellblauen, weiß bestaubten Rock, war auch früher ein Müller und noch dazu ein ganz tüchtiger gewesen, und wohnte in der untern Mühle, aber nur zum Auszug. Er hatte vor längeren Jahren Mühle wie Anwesen an seinen Schwiegersohn verkauft und sich nur, wie das häufig Sitte ist, seinen Auszug, d. h. Wohnung und Verpflegung bis zum Tode, vorbehalten, dann das Geld genommen und lustig damit gelebt, und jetzt hieß es allgemein, daß er wohl bald mit der erhaltenen Summe fertig sein müsse. Das aber kümmerte ihn gar wenig. Ohne die geringste Beschäftigung war er den Vor- wie Nachmittag sicher im Stern zu treffen. Nur an warmen Tagen ging er manchmal mit der Angel an den Bach, aber er war selbst zu faul, Würmer zu suchen, bestreckte seine Angel deshalb nur, legte sie in's Wasser und sich daneben in den Schatten irgend eines Baumes, und schlief so lange, bis er durstig wurde. Dann stand er auf, packte sein Angelzeug zusammen und ging wieder in den Stern, und die Leute im Orte nannten ihn so mit Recht nur den faulen Tobias.

Daß der Bursche nicht zum Arbeiten zu bringen war, selbst wenn er noch hätte arbeiten können, wußte der Verwalter recht gut, richtete deshalb auch kein Wort an ihn, und die Beiden saßen eine Weile schweigend neben einander, wobei Tobias manchmal mit den rothgeränderten und feuchten Augen nach ihm hinüberblinkte, und sich nur bewegte, wenn er sein Glas hob oder es von Frischem füllen ließ.

„Na," nahm da endlich Tobias das Gespräch auf, denn es verdroß ihn, daß ihn der Verwalter keines Wortes würdigte, „wird ja jetzt bald ein anderes Leben in dem alten Schlosse werden, he? — kommt heute ein neuer Pachter hinein, der wahrscheinlich einmal ein bischen reine Bahn macht."

„Möglich," sagte Schönle, der Verwalter, trocken. — „Euch wird er aber doch wohl nicht ändern können."

„Mich? — ne — wäre auch schade," lachte Tobias stillvergnügt vor sich hin, denn er wußte jetzt, daß er den Verwalter geärgert hatte, „bin so hübsch genug, und muß nun auch so bis an mein Ende — das Gott der Herr mir und seinem Schwiegersohne zu Liebe wohl noch ein paar Jährchen hinausschieben wird — aufgebraucht werden; hehehe!"

Der Verwalter antwortete ihm nichts darauf, trank einen Schluck aus seinem Glas und sah ungeduldig nach der Thür. Die Gesellschaft gefiel ihm nicht, und er wäre gern aufgestanden, hätte er nur irgend wo anders einen passenden Platz gehabt. Der Alte merkte dies recht wohl, aber noch viel zudringlicher fuhr er fort: „Es hieß ja einmal eine Weile im Orte, der Herr Verwalter würden den Pacht selber übernehmen, he? Der gnädige Herr da draußen hat aber wohl nichts davon wissen wollen? — Ja — ist eine alte Geschichte: der Prophet gilt nichts im eigenen Lande; hehehe!"

Damit hatte er übrigens, wie er recht gut wußte, des Verwalters wundesten Fleck getroffen. Der alte Mann stand auch auf, trank sein Glas aus und sagte: „Ihr seid ein unverbesserlicher Schwätzer, Tobias, und ein so nutzloses Subject, wie je auf zwei Beinen herumgetaumelt ist. — Wenn Ihr einmal nüchtern seid, will ich weiter mit Euch reden." Und damit wollte er sich von dem höhnisch zu ihm aufschauenden Alten abdrehen, als die Thür aufgerissen wurde und einer der Gutsknechte athemlos hereingestürzt kam.

(Fortsetzung folgt.)

Das spielende Berlin.

Seit fünfzehn Jahren löst in Berlin ein Spielerskandal den anderen ab. Der „olle, ehrliche Seemann" eröffnete den unschönen Reigen. Bald folgte der Prozeß der Harmlosen, von denen die meisten auf so liebenswürdige Bezeichnung nichts weniger als Anspruch hatten. Der Klub von 1900 brach, mehr als eine Existenz unter sich begrabend, zusammen. In jüngster Zeit erlebte man die Affäre Matiste. Und in den allerjüngsten Tagen hat der Versuch, ein Kaisertelegramm als Aushängeschild und Werbezettel füu einen neuen, wie es scheint, nur zu Spielzwecken ins Leben gerufenen Klub zu benutzen, das unliebsamste Aufsehen erregt.

Wer aus solchen Thatsachen den Schluß ziehen wollte, Berlin hätte sich allmählich in eine einzige große Spielhölle verwandelt, oder auch nur annähme, daß der Berliner, seinen natürlichen Anlagen nach, eine besondere Leidenschaft für die Aufregungen und Anreize des Spieles besäße, würde uns freilich unrecht thun. Man kann, als Eingeborener und als Fremder, sehr lange in Berlin leben, ohne jemals der Versuchung, zu spielen, ausgesetzt zu werden. Aber es ist nicht zu leugnen, daß ganz bestimmte Kreise in Berlin gegenwärtig von der Spielwuth in früher ungekanntem Maße beherrscht sind und daß allnächtlich in Berlin Summen deren Höhe sich jeder Berechnung entzieht, im Spiel gewonnen und verloren werden. Diese Erscheinung steht nun in so unlösbarem Widerspruche, wie man meinen könnte, zu der Thatsache, daß Berlin ohne Zweifel an Fleiß, an Arbeitsamkeit und an zähem Erwerbsinn obenan unter den modernen Weltstädten genannt zu werden verdient man hat noch immer nicht den Rausch der Gründerjahre ganz verwunden, hat sich noch immer nicht von dem Staunen über den eigenen Aufstieg vollständig erholt. Es sind noch Emporkömmlingsgefühle im Berliner wach. Die Berliner Maurer trinken nicht, wie es zur Gründerzeit vorgekommen sein soll, französischen Champagner auf dem Bau miteinander. Aber der einst so genügsame und bescheidene Mittelstand — das Wort nicht zu eng gefaßt — ist mit der Vermehrung seines Wohlstandes stark genußfreudig geworden. Der Uebergang hat sich zu schnell, zu unvermittelt vollzogen. Das Geld wird leichter als anderswo ausgegeben.

Einst galt das Spiel, auch im nüchternen Berlin, für eine der sogenannten noblen Passionen, und der Kavalier, der ihr nicht ergeben war, kam leicht in den Ruf eines Duckmäusers. Vom jungen Reiteroffizier forderte man am grünen Tische ebensoviel Wagemuth wie auf dem Schlachtfelde. Den letzten Ausläufern solcher Anschauungen mit unnachsichtlicher Strenge entgegengetreten zu sein, ist ein hohes Verdienst Kaiser Wilhelms II. So wenig Spaß der alte Kaiser in den eigentlichen militärischen Dingen verstand, so milde wurde doch während seiner Regierung das „Jeu" in der Armee beurtheilt. An Renntagen pflegte dem Mahl in den vornehmen Berliner Restaurants im verschwiegenen Hinterzimmer ein Spielchen zu folgen, an dem nicht nur Sportleute von Beruf sich betheiligten. Jeder zahlte bei seinem Eintritt zwanzig Mark und konnte dafür genießen, was er wollte. Der Wirth machte dabei ein gutes Geschäft, da die Spieler doch nur dann und wann mit einem hastig herabgegossenen Glase Wein die Nerven auffrischten. Als aber Prinz Wilhelm von Preußen 1885 an die Spitze der Garde-Husaren trat, war eine seiner ersten Maßregeln, seinen Offizieren das Spiel zu verbieten. Er untersagte ihnen den Besuch des vornehmsten Berliner Klubs, wo eine Partie Quinze des Nachmittags in munterem Schwunge war, und befahl ihnen, den Verkehr in einem der preußischen Königsfamilie verwandten Hause aufzugeben, dessen Intime manches Mal beim Tempel oder Mokao bis zum Morgengrauen zusammenblieben. Diese unerbittliche Verfolgung des Spiels dehnte der Kaiser auf die ganze Armee aus, nachdem er ihr oberster Kriegsherr geworden war. In der Berliner Gesellschaft ist der Offizier — Ausländer erkennen dies williger an als manche Inländer — der unbestrittene tonangebende Kavalier geblieben. Was sich im Laufe der jüngsten Jahrzehnte in Deutschlands Metropole als „goldene Jugend" auszugeben liebt, erweist sich, bei näherer Betrachtung, als Talmi. Und in diesem Sinne kann man getrost behaupten, daß das Spiel in Berlin aufgehört hat, eine Kavalierpassion zu sein.

Trotzdem wird in Berlin jetzt unvergleichlich mehr und höher gespielt als früher. Jahraus, jahrein wachsen, besonders im entlegeneren Westen, Klubs aus dem Boden, die, vorschriftsmäßig angemeldet und mit tadellosen Statuten ausgestattet, kein anderes Ziel verfolgen als: Gelegenheit zum Spiel zu bieten. Diesen wirklichen Grund ihres Daseins verbergen sie oft hinter recht drolligen äußerem Schein. So wurde jüngst solch ein Spielklub aufgehoben, der sich Jagd-Klub betitelte, in der Nähe von Berlin ein richtiges Jagdgelände erworben und seine Vorderzimmer mit waidmännischen Trophäen stilgerecht geschmückt hatte. Man erzählt, daß dieser Klub die Schöpfung eines wohlhabenden und angesehenen ehemaligen Handschuhfabrikanten war, der sein ehrsames Handwerk den Karten zu liebe an den Nagel gehängt hatte. Und in der That, gerade in dem Milieu der auf dem festen Boden eines gutgehenden, oft sehr bedeutenden Geschäfts stehenden Berliner Gewerbetreibenden hat das Spielfieber allmählich mehr und mehr um sich gegriffen. Häufig entwickelt sich solch ein Klub, deren es gegenwärtig in Berlin Dutzende gibt, aus kleinen Anfängen, sozusagen organisch, aus einer regelmäßigen Spielpartie unter guten Bekannten. Nach und nach erwacht der Wunsch nach eigenen, behaglichen Räumen, und da das Kartengeld eines leidlich besuchten Klubs an einem einzigen Abend Hunderte von Mark betragen kann, so braucht man sich weder luxuriöse Möbel, noch eine exquisite Küche zu versagen. Auch ein Lesezimmer fehlt gewöhnlich nicht, aber darin herrscht Oede und Leere, so groß die Auswahl der Zeitungen und Zeitschriften sein mag. Umso lebhafter und angeregter geht es im Spielzimmer am Pokertisch zu. Denn das Pokerspiel hat alle übrigen Spielarten in Berlin siegreich aus dem Felde geschlagen, duldet höchstens noch das Bridge, als zähen und ungefährlichen Konkurrenten, neben sich.

Der Arm der Behörde reicht nur bis an die Thür dieser alle gesetzlichen Formen beobachtenden Spielklubs, wo korrekte Diener mit Botschaftermienen den eintretenden Mitgliedern und Gästen die Mäntel von den Schultern nehmen. Nur wenn es zum Skandale kommt, wenn ein Falschspieler sich eingeschlichen oder der Klub gewerbsmäßige Spieler aufgenommen hat, wird mit starker — nicht immer glücklicher — Hand eingegriffen. Dann wandern die Einen auf die Anklagebank, die Andern müssen auf den Zeugenstühlen Platz nehmen, und die Dritten, die Zahlreichsten, entschuldigen ihr Fernbleiben telegraphisch von St. Moritz oder Bodighera aus. Selten entspricht die Entfaltung des Apparates — die „Aufmachung" wie der Berliner so schön sagt — dem Ergebnisse, erhält der Sensationshunger des Publikums die erhoffte Befriedigung.

Denn was hinter den dichten Portieren der Spielklubs vor sich geht, — darüber wird unverbrüchliches Schweigen bewahrt. Für Spitzel ist hier kein Feld der Thätigkeit. Und es ist für die Wächter der öffentlichen Sicherheit und Sittlichkeit leichter, drei Bäckergesellen, die in einer Wirthsstube in der Elsässerstraße um ein paar Mark gemauschelt haben, am Kragen zu nehmen und der irdischen Gerechtigkeit zu überantworten, als zu erfahren, wieviele Tausende der Großexporteur X letzte Nacht in einem Klub der Joachimstalerstraße dem Abzahlungsgeschäftsbesitzer Y im Poker abgenommen hat.

Die Alchimisten der Gegenwart: die Trustpromoters. Die machen aus Wasser wirkliches Gold.

* * *

Was das Herz dem Herzen gegeben hat, kann erst verloren gehen, wenn beide Herzen zu schlagen aufgehört haben.